Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

**Band:** 19 (1929)

**Heft:** 18

**Artikel:** "Robinsonland" [Fortsetzung]

Autor: Poeck, Wilhelm

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-638001

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 08.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Derkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchbruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 70

## Wunsch.

Von Beinrich Anacker.

Ich möchte ohne Zweck und Ziel, Mit Baum und Schmetterling allein, Dahingeschenkt an Craum und Spiel, Noch einmal Kind im Grünen sein. Ich möchte fühlen, daß die hand, Die heiße not in Erz geschirrt, Dem starren Panzer sich entwand Und wieder leicht und zärtlich wird. Ich möchte glauben, daß mein herz Sich einmal löst vom lauten Tun, Um—lächelnd über Schmach und Schmerz In Gottes Sternensaal zu ruh'n ...

# "Robinfonland"

Ein Roman von Wilhelm Boed.

9.

"Herr Staatsanwalt! Ihr dringendes Telegramm hat mich aus einer Geschäftsreise abgerusen. Hier bin ich. Es handelt sich um meinen Beter? Was ist es? — Sie entschuldigen, daß ich im Reiseanzug komme."

"Bitte Plat zu nehmen, Serr Güldenapfel. Nicht ich, meine Frau hat telegraphiert. Im Grunde zwecklos, denn an der Sache ist nichts mehr zu ändern. Nur um sie zu besruhigen, habe ich zugestimmt."

"Das klingt ja ganz unheimlich. Aber es gibt keine Sache, die nicht auch ein erträgliches Gesicht zeigt, wenn man nur danach sucht. Was hat er denn verbrochen? Doch hoffentlich nicht die Gesellschaft an allen vier Eden in Brand gestedt?"

Der Staatsanwalt berichtete und schloß damit, daß seine Pflicht ihm unter allen Umständen gebiete, die Angelegens heit strafrechtlich zu verfolgen.

Güldenapfel hatte ihn mit keinem Wort unterbrochen. Er hatte sogar bei den juristischen Darlegungen des Diebskahlbegriffs und bei der immer erneuten Betonung, gleiches Recht müsse für alle gelten, zustimmend genickt. Als der Staatsanwalt geendet hatte, sagte er:

"Ich bin in der theoretischen Beurteilung des Falles völlig mit Ihnen einverstanden, Herr Staatsanwalt. Ich denke in all diesen Dingen persönlich ebenso streng wie Sie. Ich habe zum Beispiel unlängst mein Dienstmädchen wegen sortzesetzter Hausdiebstähle bestrafen lassen. Nicht aus Harzigkeit, wie man mir nachsagt. Sondern weil es einfach nicht mehr ging. Die Gesellschaft hätte mir schließlich alles weggeschleppt. Nachher hat es mir aber leid getan. Warum? Weil ich von Rechts wegen hätte bestraft werden müssen. In meinem Hause hat die Aufsicht gesehlt. Ich habe es

dadurch wieder gut zu machen gesucht, daß ich für das Mädchen eine namhafte Sparkasseneinlage gemacht habe, zahlbar bei der Heirat oder sonst beim Beginn des 25. Lesbensjahres. Straffreie Führung natürlich vorausgesetzt."

Der Staatsanwalt nicte.

"Unter meinen Ihnen bekannten häuslichen Berhältnissen ist natürlich auch mein Beter etwas lasch geworden",
fuhr Güldenapsel fort. "Die Strafe, die ihn jetzt treffen
soll, gebührte gleichfalls mir. Dabei scheint es ja nach Ihrer
Darstellung, daß er nicht mal der Anführer bei diesem Dummenjungenstreiche gewesen ist. Na, sowas liegt auch nicht in
seinem Naturell. Rätselhaft ist mir nur, wie sich bei Ihren
so gut überwachten und vom väterlichen Borbild geseiteten
Söhnen solche verbrecherische Neigungen entwickeln konnten.
Wie erklären Sie das?"

"Wir, meine Frau und ich, müssen uns leider ebensoschuldig bekennen wie Sie, Herr Güldenapfel", erwiderte der Staatsanwalt betrübt. "Wir haben sie nicht überwacht und geleitet, wie es ersorderlich gewesen wäre."

"Das 311 hören bin ich allerdings aufs äußerste erstaunt", sagte Güldenapsel, die Augenbrauen emporziehend. "Hätte ich das gewußt, so — verzeihen Sie, Herr Staatsanwalt, wenn ich es sage — würde ich Beter nicht gestattet haben, in Ihrem Sause zu versehren. Aber ich glaubte, bei einem so hohen richterlichen Beamten —"

"Sie haben recht", sagte der Staatsanwalt zerknirscht. "Ich muß mich auch für Ihren Beter und Karliochen Rosens daal mitschuldig erklären."

"Ja, der arme Rosendaal. Was wird er dazu sagen, wenn er's erfährt? Sein einziger Junge!"

"Er hat's erfahren", warf Frau Nautilius ein. "Und", sie schluchzte, "der Schlag hat ihn gerührt."

6

Dem Staatsanwalt sank der Kopf auf die Brust. Gut sekundiert! lobte Güldenapfel im stillen.

"Das ist schrecklich", rief er. "Tot? Das wäre wohl am besten, wie er an seinem Karljochen hängt."

"Nein, er wird gottlob mit dem Leben davon kommen", murmelte Nautilius gepreßt.

"Ich kann Ihnen selbstverständlich keine Vorschriften über die strafrechtliche Auslegung des Falles selbst machen", fuhr Güldenapfel nach einer beklemmenden, nur durch das schwere Atmen des Staatsanwalts und das leise Schluchzen seiner Frau unterbrochenen Pause fort. "Die Schuld liegt in der veralteten Gesetzebung. Meinen Iungen, Karlsochen Rosendaal nebst Vater und Ihre beiden Söhne trifft das Geset erst einmal tödlich. Sind die Heinemannschen Würste und der Schinken das wert?"

"Ich habe die Sache in schlafloser Nacht hundertmal hin und her gewälzt", rief der Staatsanwalt. "Aber ich kann zu keinem andern Standpunkt kommen."

"Warum kann es denn der Polizeikommissar? Das ist doch auch ein gebildeter, im praktischen Dienst des Gesetzes stehender Mann."

"Gerade weil es meine Söhne sind, nuß ich das Gesetz diesmal mit aller Strenge durchführen. Ich habe vier Arbeiterkinder, die vielleicht viel entschuldbarer sind als meine Jungen, hinter Schloß und Riegel gebracht und kann num Kinder der gebildeten Klassen nicht günstiger behandeln."

"Ich wußte von dem Fall und habe den Ausgang in der Zeitung gelesen. Auch Ihre Rede. Auch meine Freunde. Wir haben zusammen eine erhebliche Summe gezeichnet, die das Unrecht des Gesehes — um Himmelswillen nicht das Ihre, Herr Staatsanwalt, Sie können ja als Beamter nicht anders — wieder gut machen soll. Die Verurteilung wird also wohl für diese Jungen nachträglich zu einem völlig unerwarteten Glück ausschlagen. Die unseren wird sie ruinieren."

Güldenapfel unterstrich die letten Worte scharf.

"Ich bin doch nun einmal Staatsanwalt und Beamter!" rief Nautilius verzweifelt.

"Aber ein nervös überreizter. Ein franker. Sie sollten sofort ausspannen, an die See gehen, ins Gebirge und sich gründlich durchlüften lassen. Dann wird Ihnen auch dieser Dummejungenstreich vorkommen als das, was er ist."

"Ad Herbert, das rate ich dir ja auch fortwährend", sagte Frau Nautilius.

"Gut", sagte Nautilius, sich erhebend. "Ich will darsüber nachdenken. Aber versprechen kann ich nichts. Komme ich abermals zum gleichen Ergebnis, so muß das Gesetzeinen ungehinderten Lauf nehmen."

"So baue ich auf Ihr Wort und die frische, freie Luft" sagte Güldenapfel sich verabschiedend.

#### 10.

Noch am gleichen Abend erlitt der Staatsanwalt einen solchen Nervenzusammenbruch, daß der Arzt geholt werden mußte. Er verordnete sofortigen längeren Arlaub und Nordsebäder.

Der Staatsanwalt hatte sein sofortiges dringendes Urslaubsgesuch abgeschickt und alles weitere seiner Frau übers

lassen. Frau Nautilius betrieb alles mit größter Eile, und nach drei Zagen landete die staatsanwaltschaftliche Familie auf Wittdün.

Man hatte sich schwell in der mit allen ihren schiffsfojenartigen Räumen bereits telegraphisch durchs Rurhaus gemieteten "Billa" eingerichtet. Der Staatsanwalt hatte sich auf Zureden seiner Frau sogleich in seinem Zimmer niedergelegt, um die Anstrengungen der Fahrt durch Schlaf auszugleichen. Dieh und Lambert, die sich immer noch in tiefster Ungnade fühlten, wenn auch das drohende Gewitter anscheinend seine gefährlichsten Blihe bereits verschossen hatte, waren sogleich unsichtbar geworden. Frau Nautilius besorgte die nötigen Absprachen bei den Wirtsleuten, die Anmeldung bei der Badeverwaltung und zu den Mahlzeiten im Hotel.

Und nun, nach einer Woche tödlichster Qual und dränsgender Geschäftigkeit, atmete ihre beklommene Seele zum erstenmal auf. Sie stieg auf die Dünenhöhe vorm Rurhaus. Ein frischer Südwest strich über das Meer. Zu ihren Füßen, an dem noch wenig belebten Badestrand, schoben sich die Wellen wie klare Scheiben aus halbflüssigem Spiegelglas übereinander. Am Knipsand stand die Brandung wie eine weiße Mauer und sang ihre Urmelodien. Als blaue Riesenstuppel ruhte das Himmelsrund über den Wassern und blickte mit seinem sieghaften Sonnenauge über Insel, See und Sand. Frau Naukilius preßte die Hände aufs Herz: sie nahm diese kraftvolle, sonnige, erlösende Stimmung dieses ersten Tages an der See als Symbol neuen Lebens für sie alle.

Nun hob sie wieder das Auge und ließ es sich an den unvergleichlich entzückenden, phantastischen Bildern der Kimmung satt trinken. Dort schwammen, in Aether und Blau aufgelöst, Häuser, ein Turm, Bäume hoch im Himmel.

Es waren die Halligen und hinter ihnen der in sein Einzelwerk aufgelöste Belwormer Seedeich, mit denen die Sonne und feuchte Luft ihr altes, die Phantasie immer aufs neue fesselndes Fatamorganenspiel trieben.

Nun löste sich zwischen Hooge und dem Leuchtturm von Langeneß ein weißes Segel von der Kimmung. Es war ein kräftig gebauter Kutter. Frau Nautilius hätte mit darin sigen mögen, so schäumig und sieghaft schnitt das kleine Vahrzeug durch die weißkabbeligen Wellen. Sie sah durchs Glas. Ein großer Mann in Schiffers und ein junges Mädschen in Friesentracht saßen darin. Zweisellos Halligleute.

Inzwischen war, ohne daß sie es bemerkt hatte, mit forschen Ruderschlägen ein kleines Boot aus dem Wittdüner Hafen hinausgeglitten. Es schoß wie eine Ente auf der Ebbeströmung dahin. Die beiden Ruderer jauchzten und schwangen die Mühen, als sie an der Dünenspike vorbeisglitten. Der Ruf erreichte ihr Ohr. Sie sah hin. Simmel, das waren ja Dieh und Lambert! Wie waren sie zu dem Boot gelangt? Selbstverständlich, sie hatten es sich genommen. D, diese heillosen Iungen! Wer konnte ihrer Verwilderung noch steuern? Wohin ging die wilde Fahrt? Nun waren sie dei der Bose des Hauptschrwassers angelangt. Sier lief der Ebbestrom ganz gewaltig. Ieht dog das Boot in ihn ein. Sofort sakte es der Strom und riß es mit sich, in der Richtung nach der See hinaus. Frau Nautilus schrie auf. Ihre Söhne wurden ins Meer getrieben.

Sie stürzte nach der Landungsbrücke hinunter, um so schnell wie möglich zur Rettung einen Schiffer aufzutreiben.

Aber sie sah, daß ihre Angst unnötig gewesen war. Die Jungen hatten ein Taschentuch an das Ruder gebunden und gaben Notsignale. Sie wurden jekt vom Kutter erwidert. Gleichzeitig änderte er den Kurs und hielt auf das Boot zu. Nach kurzer Zeit hatte er es erreicht. Frau Nautilius sah, wie der Schiffer es mit der Fangleine sest machte und die Jungen in den Kutter überkletterten. Sie atmete auf. Dietz und Lambert waren gerettet.

Der Rutter holte bald wieder auf und hielt gerade auf die Landungsbrüde zu. Frau Nautilius erwartete ihn dort, um dem Schiffer zu danken, hauptfächlich aber ihren beiden nichtsnutigen Burichen mit fraftigem Guffe bie Röpfe gu waschen. Aber die waren zu schlau. Kaum sahen sie ihre Mutter auf der Brude, als sie wieder ins Boot hinüber= sprangen. Zu Frau Nautilius Erstaunen folgte ihnen das Mädchen. Sie warfen los und pullten sich nun, weit vom Schuk, an der anderen Seite des Fahrpriels wieder in den Safen hinein. "Wir machen das Boot fest und fommen gleich nach Sause!" rief Diet herüber. Frau Nautilius drohte mit der Sand und folgte ihnen mit dem Glase, indem sie besonders das Mädchen musterte. Es mochte fünfzehn Jahre zählen, hatte ein zartes, weißes, durchaus nicht bäuerisches Gesicht, fast weißblondes Saar und jenes klare, eigentümlich helle Seeblau der Augen, durch das sich die Friesen von ihren Stammesnachbarn unterscheiden. Ja, die trug die friesische Bei mit der blauseidenen Kante und das schöne, silberne Filigrangeschnür auf der Brust sicher mit Recht. Es war eines jener Gesichter, die allen Menschen auf den ersten Blid sympathisch sind.

Inzwischen hatte der Kutter an der Brücke festgemacht. Der Eigentümer, ein außergewöhnlich großer, massiger Mann mit kurz gehaltenem Bollbart und ebensolchen Augen und Haaren wie das Mädchen, stieg aus und ging in seinem blauen Schifferanzug auf Frau Nautilius zu.

Beide stutten, als sie sich ansahen, wie Bekannte zu tun pflegen, die sich nach einer langen Trennung unvermutet wieder begegnen. Aber ein unbeteiligter Zuschauer hätte sehen können, daß die Bewegung bei beiden eine sehr tiese war. Diese beiden Menschen hatten sich unzweiselhaft eins mal sehr nahe gestanden — oder taten es noch.

Der Mann ward seiner Aeberraschung zuerst Herr, reichte Frau Nautilius, mit der Linken tief den Kopf entblößend, die Rechte mit einem Ruck hin und rief, seine gewaltige Stimme mit Mühe zu einer mittleren Klangfülle dämpfend:

"Erdmute! Sie! Und Ihre beiden Söhne waren's, die ich im Boot aufgefischt habe?"

Frau Nautilius, im Innersten erschüttert, erwiderte mit einem die Stala aller Gefühle in sich vereinigenden, halblauten Ausruf:

"Bolkert! — Ia, meine Söhne! — Ist das dort Ihre Tochter? Sind Sie verheiratet? Glüdlich geworden?"

"Ich bin's gewesen. — Sie aber sind es hoffentlich

"Mein Mann ist hier. Bolfert, ich glaube, Sie schickt mir der Himmel. Ich habe Ihnen viel zu erzählen."

"Ja, das muffen Sie. Wie ich Ihnen."

"Aber erst, Bolkert, nehmen Sie den Dank einer Mutter! Wie leicht hätten die Jungen — ach, sie machen mir Herzeleid und Sorgen. Allerschwerste Sorgen. Und dann: ich habe den Staatsanwalt Nautilius geheiratet, und so werden Sie mich künftig anreden müssen, wie auch ich Sie — 18 herrn Edlessen."

"Ja, natürlich, Erdmute, ganz selbstverständlich. Wir gehören jetzt beide einem anderen Leben. Aber wir haben über eine Mandel Jahre nichts voneinander gehört. Wir wollen uns jetzt mit anderen Fackeln beleuchten als damals und sehen, was das Leben aus uns beiden gemacht hat. Kommen Sie!"

(Fortsetzung folgt.)

# Ueber Orgelbau und Orgelklang.

Bon Trangott Joft, Organift, Bern.

Während die Orgel bis ins 19. Jahrhundert das Produkt eines Kunsthandwerks war, ist sie heute ein Fabrikat, bis zu einem gewissen Grad sogar ein Serienartikel geworden. Die meisten Teile werden heute maschinell hergestellt, und höchstens in der Pseisenbehandlung kommt noch das Kunsthandwerk einigermaßen zu seiner Geltung. Die Folge hievon ist nicht ausgeblieben: die Orgeln sind billiger, aber schlechter geworden. Dies zeigt sich vor allem im Vergleich der heutigen Orgel mit der alten Orgel der Barock- und Renaissancezeit. Die moderne Intonationskunst hat all ihr Können und ihren Chrzeiz in die Hersellung sogenannter Charakterstimmen gesegt, damit sich der Klang der Orgel mit dem des modernen Orschesters messen könne. Auch die fortgeschrittene Technik hat das ihrige dazu beigetragen.

Der Klang der guten alten Meisterorgel war objektiv: Bach nannte sein Instrument nicht "Königin der Instrumente", sondern "unseres Herrgotts Stimme". Heute ist die Orgel die Nivalin des Orchesters geworden und ihr Klang und Ausdruck huldigt dem Subjektivismus. Durch die vor einigen Jahren eingesetzte Orgelresorm, für die Albert Schweitzer als der erste schon vor 20 Jahren warb, ist dem Orgelvandalismus, der alle alten Werke zusammenschlug und einschmolz, Einhalt geboten. Wir besitzen glücklicherweise noch einige wenige Zeugen der alten Orgesperrlichkeit.

Als der Schreiber dieser Zeilen im Jahre 1921 in Hamburg weilte und sich nach sehenswerten Orgeln erkundigte, nannte man ihm übereinstimmend die große Orgel in der Michaeliskirche. Ich hatte das Glück, unter Führung des dort ständig auf Pikett stehenden Orgelbauers das Werk gründlich zu besichtigen und zu spielen. Das moderne Instrument, das Geschenk einer Stiftung, war nach seiner Fertigstellung vor ca. 30 Jahren damals die größte Kirchenorgel der Welt. Sie besitzt auf 5 Klavieren (Manualen) und dem Pedal 163 klingende Stimmen mit insgesamt 12 173 tönenden Pseigen. Ein respektables Fernwerk ist auf dem Dachboden in einen 100 Meter langen Eisenebetontunnel eingebaut. Auf einer Seitenempore steht eine "kleine Orgel" von 40 Stimmen, die zu Chorbegleitungen und in Rebengottesdiensten gebraucht wird. Hauch die große Orgel der Michaeliskirche überslügelt durch die Instrumente in der Jahrhunderthalle zu Breslau und im Dom zu Passau. Daß Amerika, "das Land der unbegrenzten Möglichkeiten" die größte Orgel der Welt des Dergel der Welt besitzt, ist selbsstreheinschaus Wannemacker & Cie. in Chicago!

Alle diese Monstre-Drzeln — die Frucht einer unsinnigen Rekordwut — sind heute in den Schatten gestellt durch die 1922 entdeckte, nicht mehr gebrauchte Drzel in der Jakobikirche zu Hamburg. Das Instrument ist klanglich ein Meisterwerk, erbaut in den Jahren 1688—1692 durch einen der berühmtesten Drzelbauer aller Zeiten: Arp Schnitger.